

Fritz Krenn

Mr. Dog

Die vom Autor wieder und wieder erwartete Durchsage war lange nicht zu vernehmen. Er stand an der Tür des S-Bahnzuges und wartete auf die Einfahrt in die Station.

Dann doch, „Pankow“, so plötzlich wie unerwartet diese Lautsprecherstimme. Und abermals „Nächster Halt Berlin-Pankow“ ...

Auf seinem Zettel stand der Name jener bedeutenden Schriftstellerin. Die Gassenbezeichnung, die Nummer des Hauses.

Unweit der Station befände sich das Reduit, wie es dem Autor mit einer gewissen Behutsamkeit erklärt worden war. Das Reduit der Schriftstellerin, der großen Staatsschriftstellerin.

Zwar sei das Anwesen in der beginnenden Dämmerung in der Reihe dieser durchaus morbiden Villen mit dem gänzlich überbordenden Efeubewuchs schwer auszumachen, doch näherte man sich dem Garten, begegne man ohnedies unübersehbar wie unüberhörbar Mr. Dog, dem Hüter seines Reviers.

Vom Hund wusste der Autor bloß den Namen, Mr. Dog. Nichts sonst.

Das Konterfei der Schriftstellerin kannte er lediglich aus dem Verlagsprogramm.

Ob er richtig war vor dieser oder vor der nächsten Villa, eine Frage, ob er überhaupt richtig war an der nächsten Kreuzung, ebenso eine Überlegung.

Man sprach von einer Lesung im kleinen Rahmen bei der Grande Dame der einstigen DDR-Literatur, man sprach von einer Lesung im Salon bei der über alle Maßen bedeutenden Schriftstellerin.

Der Autor, der Fremde ganz auf der Suche nach der Villa, hatte das Knurren in seiner unmittelbaren Umgebung nicht sogleich als Gefahr wahrgenommen.

Seien sie vorsichtig, sagte eine Männerstimme vom Podest des Vorhauses vor der eben hinter ihm sich schließenden Eingangstür herunter und machte so zugleich den Schriftsteller auf das etwas ramponierte Gartentor aufmerksam.

Das aggressive Knurren des Hundes war für den Autor Mahnung genug.

Der Hund müsse vor dem Gast erst weggesperrt werden. Der Mann streckte die Hand zur Begrüßung nach dem Fremden aus und wiederholte: „Der Hund muss vorerst noch

weggesperrt werden.“ Später, nach dem üblichen abendlichen Rundgang, werde Mr. Dog, so nannte er seinen Hund, zur Gesellschaft vorgelassen.

Man warte schon auf den Autor.

Nach dem Eintreten in den Salon wurde die Tür sogleich vom Herrn des Hauses wieder hinter dem Gast geschlossen. Das aggressive Hundegebell schien sich in andere Räumlichkeiten zu verflüchtigen. Während es im Salon behutsame Annäherungen gab, konnte man die Schritte des Hausherrn zuerst im Vorhaus, später über die wenigen Stiegen bis hin zum Gartentor vernehmen. Auch das Geräusch der Kette konnte man hören, dazu die Bewegungen des bellenden wie kläffenden Hundes beim nächtlichen Auslauf sich vorstellen.

Ja, der Autor lebte seit einigen Monaten in dieser für ihn fremden Metropole. Ein in die Jahre gekommenes Professorenehepaar, der Mann mit Cordhose und Brille, die Frau mit einem Faltenrock, ebenso mit Brille, und beide trugen den gleichen Pullover. Dreifärbig, in den Landesfarben, schwarz, rot, gold quergestreift, der Rundkragen ein in denselben Farben äußerst kunstvoll gestrickter Ährenkranz, fragten sie beinah synchron solche und ähnliche Fragen:

Wie es sich oder aber auch wo es sich besser lebte ...?

Und stets wurden die Grundsätze des Haushaltsrechts wie Wirtschaftlichkeit, Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit miteingeflochten.

Ein dritter Gast hatte sich in einem tiefen Fauteuil in einer entspannten Sitzhaltung ein Buch auf den Schoß gelegt. Er gab vor, sich hin und wieder darauf zu konzentrieren, sprach vorerst wenig. Dem Gast, dem österreichischen Schriftsteller, wurde im Kreis der Sitzmöglichkeiten ein alter, roter Fauteuil angeboten. Mit dem Rücken zur Tür nahm er darin Platz. Es dauerte, bis die Hausherrin, die bedeutende Schriftstellerin, ihr Glas, nachdem sie einige Male daraus getrunken hatte, wieder auf den kleinen Tisch neben sich stellte. Sie bezog sich mit eher leiser Stimme auf das eben wohl überaus aggressive, mit Sicherheit von keinem in diesem Salon unbemerkt gebliebene Verhalten ihres Hundes.

Die Dame des Hauses ortete dahingehend künftig eine noch strengere, noch konsequentere, aber doch auch in der Erziehung behutsame Vorgehensweise.

Er möge wie „Staffi von Brentwood“ werden, so sinnierte sie etwas vor sich hin.

„Staffi“ für Staffordshire Bullterrier, der zuverlässige, der bullige Bulle, wie sie dabei in sich gekehrt etwas zufrieden lachte.

„Staffi“ und die vielen gemeinsamen Jahre in der Obhut der Efeuilla.

„Staffi“ war der von allen geliebte, war der unbeirrbar Hüter ihres Reduits, wie sie betonte.

Ihr „Staffi“ schien nach wie vor in diesen Räumen wie draußen im Garten omnipräsent zu sein ...

Ein unbeschreiblicher Verlust sei das plötzliche Fehlen des „Staffi“ gewesen.

Doch sei man der Rasse treu geblieben, wie wohl auch NUR England einzig als DAS Land der Staffordshire Bullterrier für einen neuen Wächter des Hauses in Frage zu kommen hatte.

In Canterbury habe man eineinhalb Jahre später zwar nicht gesucht, aber dann doch diesen jungen frischen, überaus lebhaften bulligen Hüter des Hauses gefunden. Es habe eine Schriftstellertagung gegeben, dort im Süden von England. Es habe einen Ausflug zu einer Farm, es habe die Begegnung mit einem jungen, ungestümen Terrier, einem Mr. Dog von Canterbury gegeben, wie sie lang und breit ausführte. Sie hob dabei ihr Glas, lächelte, prostete in die Runde und trank.

Der Mann mit dem Buch auf seinem Schoß, wie sich später herausstellte ein Gerichtsmediziner, wusste aus der Geschichte der Staffordshire Bullterrier zu berichten, dass es vor etwa 250 Jahren in der Grafschaft Kent im Südosten Englands Wettbewerbe im Rattenjagen und im Rattenbeißen gegeben haben soll. Blutige Spektakel, bei denen unter Wetten die wendigsten und wohl grauenvollsten wie abscheulichsten Sieger gekürt worden waren.

Es blieb nach dieser kurzen Schilderung einen Moment lang still im Salon. Niemand wollte, so schien es, auch noch den Rattenphantasien eine große Bühne geben.

Von Mal zu Mal hörte man draußen im Garten ein Kettenrasseln, waren Schritte zu vernehmen, laute Zurechtweisungen aus dem Mund des Herrn des Hauses unter mehrmaligen entschiedenen Rufen nach Mr. Dog, Mr. Dog! In seiner ganzen Schärfe machte er sich seinen Hund gefügig. Rief bald nicht mehr nach Mr. Dog, lediglich nur noch einige Male in einem ebenso verwerflichen, grauenhaften wie zugleich gehässigen, lauten Ton.

„Dog! Dog! Dog! Dog!“

Dabei wurde einige Male an der Kette gerissen, bis ein Winseln zu vernehmen war. Der Hund blieb fortan bis zum Öffnen der Haustür still.

Mit einem vollen Glas roten Weins war der Hausherr in den Salon getreten.

Ein lauer Abend habe heute den Spaziergänger erwartet. Er sei, so er weiter in seinen Schilderungen, bis zum Bahnhof gegangen und durch die kleine Allee an der Hinterseite der Villen zurück.

Der Herr des Hauses zeigte bei seinen Ausführungen, wie entschieden er es verstehe, die großgliedrige Kette mit seiner rechten Faust zu tariieren.

Man erzählte, man hörte zu. Die kleine Lampe am Tisch vor dem Autor wurde zurechtgerückt, das Schirmchen gerichtet, das Licht eingeschaltet.

Lose Blätter am Tisch vor dem Schriftsteller. Es sei eine sich in Arbeit befindende Prosa, so der Lesende auf eine Zwischenfrage.

Und so veränderte er mit einigen wenigen Sätzen tatsächlich diesen etwas stillen grauen Salon in einen „beau salón français.“

Er schob geradezu spielerisch seine einstigen Gepflogenheiten, ein nur allzu jugendliches Spiel betreffend, eine Kulissenphantasie um die andere, durch die Gedanken der Zuhörer. Fand sich alsbald in einem mit hohen, breiten Fenstern ausgestatteten, hellen, einladenden, musikdurchfluteten französischen Salon. Er sehnte sich in sein Spiel, das einst auf so manchem Fest in seinen drei besten Freunden, in Aramis, in Athos, und nicht zuletzt in Porthos, seine Mitspieler gefunden hatte.

Wie d'Artagnan, er las und lachte, wie d'Artagnan und seine Verbündeten, die drei Musketiere, waren sie einst ausgezogen, beinah mit echten Stiefeln, und beinah mit echten Pluderhosen, und immer mit einem weißen Rüschenhemd, und am breiten Bandelier beinah der echte Degen von d'Artagnan, und auf den Köpfen beinah die Hüte der einst so heroischen Kämpfer für Sehnsucht, Liebe, Leidenschaft und Glück. So war man durch manche abendlichen Gesellschaften gestreunt, um schon beim nächsten bezaubernden Mädchengesicht, beim nächsten betörenden Duft, beim nächsten auffallenden Lippenpaar, beim nächsten blauen, schwarzen, roten oder gelben Strumpf, mit Sicherheit aber beim nächsten Blick und mit Bestimmtheit nach dem nächsten Tanz anzuhalten, um mit einem kühnen, forschen Wortspiel die Phantasie der eben Auserkorenen herauszufordern. Sodann aus dem Karussell von Lachen und Drehen und

Staunen und Atemholen daraus den Namen aus dem fremden Mädchen-Frauen-Mädchen-Frauenmund zu erfahren.

Und wer seid Ihr? wurde von der Auserkorenen halb im Scherz nachgefragt.

D'Artagnan! Sieht man das nicht, d'Artagnan! Er lachte. Die Tänzerin und er, beide lachten. Jeder von uns Vieren war NICHT NUR einmal, aber immer zur rechten Zeit d'Artagnan gewesen, wenigstens, um im Moment von so manchem noch fremden, staunenden Schönaugengesicht das unvergleichlichste Lachen zu erobern.

Unmerklich zwischen den Worten, zwischen d'Artagnan und den Tänzen, zwischen der Liebe, der Schilderung von Sehnsucht und Glück hatte sich der Hausherr aus seinem Sessel erhoben und war hinter den Rücken des in seine Lesung ganz vertieften Autors getreten. Unbeirrt fuhr der Schriftsteller in seiner Beschreibung fort, legte ein Blatt um das nächste zur Seite.

Ein kühler Luftzug war augenblicklich Irritation.

In der Folge das Innehalten, das nur allzu rasche Umdrehen des Autors während der Lesung im Affekt, die offene Tür im Blick. Der massige Hund in seiner ganzen Wendigkeit war so plötzlich wie überraschend hereingestürzt, geradezu hereingedrängt hatte er sich, unbeirrt, zwischen die Fauteuils und sonstigen Stühle, und war vor den Augen des Autors zwischen dem Mobiliar und den Besuchern im gedämpften Licht der kleinen Leselampe verschwunden. Um gleich danach unter dem Tisch, ganz nah vor dem Autor, aufzutauchen. Der Schriftsteller war bis jetzt entspannt dagesessen, sein rechtes Bein war weit unter dem Tisch ausgestreckt. Er konnte seine Sitzhaltung im selben Moment nicht mehr korrigieren. Zu schnell war alles gegangen.

Aus dem Nichts der Sprung des Terriers.

Schockstarre.

Der Hund mit seinen kurzen, fleischigen, leicht nach innen geknickten Beinen, mit seinem überaus harten wie bulligen Körper, umklammerte mit beiden Vorderbeinen, mit seinen Krallen, knapp unterm Knie das ausgestreckte rechte Bein des Autors. Nicht genug, reckte diese fleischige, runde Schädelmasse, an der zwei beängstigend glitzernde Sehschlitze wahrzunehmen waren, dem Autor das aufgerissene Maul entgegen. Schloss es wieder für kurze Zeit. Der ausgeprägte Vorbiss, die fünf oder sechs Zähne zwischen den beiden hellen, scharfen, längeren Reißzähnen am Unterkiefer waren als Waffe zu erkennen. Dazu starkes,

lautes Röcheln. Rund um den massigen Hals streng festgezurrte ein mit spitzen Stahlstiften versehenes, breites Lederhalsband. Daran ein schwerer Karabiner. Zwischen der Tischplatte und dem Knie des Autors war genau für diesen runden, fetten Staffordshire-Terrier-Schädel Platz geblieben.

Plötzlich Ruhe.

Außer dem Röcheln geschah eine Weile nichts. Keine Bewegung.

Der Autor, verkrampft, war im Lichtkegel seiner Leselampe gefangen. Den Salon empfand er mit einem Male als dunkel. Der kleine Lichtkegel erfasste zum Teil sein Manuskript, zum Teil die über sein Knie heraufgeschobene Fratze des Terriers. Das Tier hatte die Sehschlitze weit geöffnet. Betrachtete dabei mit starrem Blick den Autor oder starrte bloß ins Leere. Die Pupillen, die Augenlider bewegten sich nicht. Starr und verkrampft ruhte die ganze Last des Bull-Terriers auf dem ausgestreckten rechten Bein des Autors. Bedrohlich öffneten und schlossen sich die Lefzen breit und langsam im Rhythmus der Atmung. Die Bewegung hatte der Terrier vorgegeben, auch, so schien es, die Atmung des Autors, die angespannte Aufmerksamkeit ohnedies. Jede Bewegung des Autors könnte die Wendigkeit dieser Bestie, alle diese spürbar gezügelten Anspannungen plötzlich entsperren. So hatte der Terrier, und in der Folge veränderten sich ganz langsam die starren, weit aufgerissenen Augen wieder zu nicht minder grauenhaften, furchterregenden, zusammengepressten Sehschlitzen, vom ausgestreckten Bein des Autors langsam mit einer gleitenden Bewegung abgelassen.

Unter dem Tisch fand er seinen Platz. Eine Stille machte sich breit.

Der Autor wurde in der Folge auch nicht aufgefordert, weiterzulesen.

Gänzlich von allen alleingelassen, hatte der Hund unter dem Tisch seine Ruhe gefunden. Sein Hals war von dem breiten, mit unzähligen Stahlspitzen versehenen Lederband auf das Engste zusammengezurrte. Seine Sehschlitze, im Moment zwar zusammengepresst, gaben etwas später beim überraschenden Öffnen zwei abscheuliche Pupillen frei. Mit halb geöffneten Augen lag er da, dabei tönte ein ständiges, ungewohnt lautes Schnarchen unter dem Tisch hervor.

Snoring, sagte die Schriftstellerin unmissverständlich nach einiger Zeit, snoring, wiederholte sie sich, während sie ihr Glas nicht ohne Genuss mit einem großen Schluck leerte. Und trotzdem wurde des Weiteren kaum Wesentliches gesprochen.

Dem Autor kam bei Erfassen der Stimmung, beim Betrachten des schlafenden Hundes, eine fürchterliche, zutiefst österreichische Parallele in den Sinn. Und noch so ganz vom eben Erlebten gefangen, welches in seiner Wahrnehmung immer wahrhaftiger und in Anbetracht dieser Bestie zu seinen Füßen immer beängstigender wurde, wähnte er sich, abgewandt von dieser Salongesellschaft, längst auf einem Dichterspaziergang.

Sie hatten sich in unterschiedlichen Zeiten auf den Weg des Schreibens, auf den Pfad hin zur Poesie gemacht. Der eine von Gutenstein in seinem niederösterreichischen Alpenvorland auf in Richtung des nahegelegenen Pottenstein, und weiter sollte es später nach Wien gegangen sein. Ferdinand Raimund, der eine. Der im Salon der Staatsschriftstellerin lesende Autor, der andere, war zwar nicht explizit des einen Freund. Freund, so hatte man einander in Gedanken nie angedet, doch diese eine Gemeinsamkeit, sich einer lähmenden Phobie ausgeliefert zu sehen, nämlich einer Hundephobie, war genug der tiefen Verbundenheit über einige Generationen. Vor bald zweihundert Jahren, in der Zeit des Vormärz im Jahre 1836, an diesem Tag im August, dem 31., hatte es einen Spaziergang des Schauspielers und weithin bekannten, vom Theaterpublikum überaus verehrten österreichischen Autors Ferdinand Raimund gegeben. In Pernitz, so würden die Zeitungen später berichten, habe ihn ein Hund angefallen. Dieser Hund habe ihn mit einem Biss in eine Todesangst versetzt, in der Folge in den Tod getrieben. Die beklemmende Angst vor Tollwut und vor den letztlich doch hoffnungslos scheinenden therapeutischen Maßnahmen hatten ihn in Wahrheit am sechsten Tag nach diesem Vorfall in den Tod getrieben.

Der Autor, zurückgelehnt in diesen tiefen Fauteuil, betrachtete die weit von ihm gerückte Salongesellschaft. Obgleich beinahe lautlos, hatte sich eine Unruhe unter dem Tisch breitgemacht.

Das Schnarchen war einem Schnaufen gewichen. Noch lag diese fleischige Masse am Boden. Die Augen waren ganz geöffnet, die viel zu kleinen, spitzen Ohren neigten sich unverändert zur fleischfarbenen, etwas zerfurchten Schädelmitte. Der Hausherr schenkte abermals vereinzelt diesen vorzüglichen roten Wein nach. Wieder hatte die Schriftstellerin ihr Glas, nachdem es gefüllt worden war, vom Tisch genommen, um es sogleich hochzuheben. Ihre nun ungewohnt etwas zu laute Stimme und abermals die bekannten

Erörterungen, das Glas, den Wein, die Gesellschaft, Mr. Dog betreffend, ließen augenblicklich den Hund, diese Bestie, vom Boden aufspringen, um sich abermals wie gerade eben am ausgestreckten Bein des Autors festzukrallen.

Sein Schnaufen war bald einem Röcheln gewichen, das offene Maul, die feste Umklammerung durch die kurzen, fleischigen, nach innen geknickten Beine, die weit aufgerissenen, ins Leere blickenden Augen, der abscheuliche Vorbiss, alles war wie eben zuvor, nur die Stahlspitzen pressten sich fester und fester und noch entschiedener in den Unterschenkel des Autors. Der Schriftsteller verspürte einen ihm von diesem Terrier zugefügten Schmerz. Warm fühlte sich in der Folge der verkrampte Körper des Hundes am Bein des Autors an.

Die Gesellschaft drüben amüsierte sich. Die Bestie zog ihre kurzen, fleischigen Beine wie ein Krebs seine Zangen während einer erfolgreichen Beutejagd fester und fester zusammen. Der große Schädel, mit weit aufgesperrten Augen, mit offenem Maul, schob sich langsam dem Autor über das Knie herauf entgegen.

Der bedeutende österreichische Theaterautor des Vormärz habe den Biss, der ihm damals in Pernitz, unweit von Pottenstein, auf der Straße zugefügt worden war, auch nicht sogleich als Schmerz, eher als Schock empfunden. Um in der Folge, gleich einem Reflex, den Hund von sich zu stoßen. So die Überlieferung. Gleich nach dem Schmerz und der im Affekt von sich gestoßenen Bestie hatte er sich mit Antonia Wagner im nahegelegenen Hotel „Zum goldenen Hirschen“ in Pottenstein in ein Zimmer zurückgezogen. Gehadert wohl mit der eben vom Hund ihm zugefügten Katastrophe. Die Tollwut war damals in aller Munde. Die Toni möge doch unten an der Schank einen Arzt erfragen. Dringend sei es ihm. Dringend!

Danach habe man vom ersten Stock herunter einen lauten Knall, gar einen Schuss vernommen. Beim Betreten der Kammer konnte man eine menschliche Katastrophe auf dem Bett liegend vorfinden. Die Pistole in seiner Hand, das Gesicht entstellt, blutverschmiert.

Die Untersuchung gestaltete sich derart, dass der Gerichtsmediziner auf eine Hofverordnung aus dem Jahre 1764 Bezug nahm, nach welcher „der Cadaver von Selbstmördern zu wissenschaftlichen Zwecken ausgebeutet“ werden durfte. In der Folge hatte der Arzt die Hirnschale vom Schädel des Dichters gesägt und diese sich für eben



wissenschaftliche Zwecke angeeignet. Das Begräbnis, ein Fiasko. Der hochdekorierte Dichter wurde im offenen Sarg ohne Schädeldecke vorgefunden. Danach ein erbitterter Rechtsstreit. Die Schädeldecke, die Hirnrinde, wurde der Erbin Antonia Wagner zugesprochen, die sie, wie man vernehmen konnte, bis zu ihrem Tode in ihrem Strohsack aufbewahrte.

Der Autor im Salon der einst bedeutenden DDR-Schriftstellerin schaute von seinen Blättern auf, fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht, über den Kopf, und schob somit den Vorhang der Erinnerung gänzlich zur Seite. Irgendwo im Haus hatte der Wind eine Tür fest ins Schloss fallen lassen, dieser Knall, dieser überraschend laute Knall hatte die kleine Gesellschaft aufgelöst. Auch Mr. Dog von Canterbury sei eben vom Salon in den Garten, seine Art abends noch einmal kurz „auszubüxen“, wie der Hausherr etwas belustigt betonte.

Der Fremde, der Autor, stand bald darauf zur Verabschiedung an der Schwelle. Karges Licht geleitete ihn auf die nächtliche Gasse. Sein Buch, die wenigen Blätter in der Hand. Noch waren ihm die Grußworte der kleinen Gesellschaft im Ohr, besonders die hastige Verabschiedung des Gerichtsmediziners, er sei „gleich dahin“, wie er selbst betonte. Der Bahnhof, der Zug in wenigen Minuten, er habe Eile.

Still war die schöne Dichterin in einem langen gelben Kleid auf dem spärlich beleuchteten Podest, ein Glas Rotwein in der Hand, vor ihrer Eingangstür dagestanden. Kein Gruß, lediglich ein flüchtiger Blick zum Abschied. Der Autor auf der gänzlich stillen Straße dahin. Sein rechtes Bein noch starr von der festen Umklammerung des Mr. Dog von Canterbury. Die Spitzen des nur allzu breiten Stahlstifthalsbandes wühlte er bei jeder Bewegung noch da wie dort tief in seiner Haut. Sein Schritt auf diesem Kopfsteinpflaster ungleichmäßig wie fragil.

Der Gerichtsmediziner, einem Versäumnis wegen wieder auf dem Weg zurück zur Villa der Staatsschriftstellerin. Der Autor war einen Moment lang stehen geblieben, betrachtete den hastig herannahenden Mediziner, betrachtete die schmale dunkle Gasse, betrachtete den Nachthimmel. Ferdinand Raimund, des Autors Verbündeter, war ihm auf diesem Kopfsteinpflaster vorausgegangen, bloß einen Schritt.

Warten Sie, Raimund, warten Sie, war der Autor in Versuchung zu sagen, während er sich beim Herannahen des Mediziners mit beiden Händen an die Schädeldecke fasste. Als der

Gerichtsmediziner eilig vorbeigegangen war, fasste sich der Autor noch immer wie schützend fest an die Schädeldecke.

Ave Caesar, war es während der Begegnung mit dem Gerichtsmediziner aus Ferdinand Raimunds Mund gekommen, morituri te salutant. Heil dir Caesar, die Todgeweihten grüßen dich!